

Berndt
Marmulla

Der
Socken-
Mörder

Authentische
Kriminalfälle
aus der
DDR

Das Neue
Berlin



Berndt
Marmulla

Der
Socken-
Mörder

Authentische
Kriminalfälle
aus der
DDR

Das Neue
Berlin



Impressum

ISBN eBook 978-3-360-50053-3

ISBN Print 978-3-360-02171-7

© 2013 Verlag Das Neue Berlin, Berlin

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin,

unter Verwendung eines Motivs von istockphoto

Abbildungen: Archiv Marmulla Nr. 1 - 7, 10, 11; Times Nr. 8; Axel Mauruszat
Nr. 9

Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Neue Grünstraße 18, 10179 Berlin

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de

Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes wurden alle Namen von Tätern und
Opfern sowie Tatorte verfremdet.
Namensgleichheiten sind dem Zufall zuzuschreiben.

Berndt Marmulla

Der Socken-Mörder

Authentische Kriminalfälle aus der DDR

Das Neue Berlin

Grenzenlose Verbrechen

In der DDR, so sagt es die Statistik, gab es insgesamt bedeutend weniger Straftaten pro Bürger als in der BRD. Dafür gab es viele Gründe, die durchaus etwas mit dem Charakter der Gesellschaft zu tun hatten, und sei es nur die Tatsache, dass die soziale Zerklüftung nicht so groß war, um Begehrlichkeiten zu wecken, oder weil der Markt für die Drogenmafia uninteressant war. Auch war die Aufklärungsquote höher als beim westlichen Nachbarn. Verantwortlich dafür waren u. a. die zentralen Strukturen und die Zusammenarbeit der verschiedenen Ermittlungsbehörden, ein effizientes Meldesystem, und nicht zuletzt die - gewiss auch politische - Motivation der Ermittler. Beamtenmentalität war ihnen fremd.

Ich stelle auch nicht in Abrede, dass das Grenzregime der DDR die Fluchtmöglichkeiten erheblich einschränkte, was sicherlich ebenfalls eine Rolle spielte.

Und natürlich trug die Medienpolitik der DDR ihren Teil dazu bei, absichtlich oder nicht. Wenn, wie heute, über nahezu jedes Verbrechen in den einschlägigen Blättern marktschreierisch berichtet wird, macht sich zwangsläufig Verunsicherung breit. Die auffällige Zurückhaltung bei Informationen über Verbrechen und deren Verfolgung führte dazu, dass sich ein ausgeprägtes Sicherheitsgefühl selbst in Großstädten wie der Hauptstadt Berlin ausbreitete. Ermittler und Kriminalisten, die unmittelbar mit der Wirklichkeit konfrontiert waren, wussten, dass die mediale Abbildung nicht die Realität widerspiegelte. Zwar gab es weder Drogendelikte noch Bandenüberfälle, es gab keine Beschaffungskriminalität oder organisierten Ausländerhass. Dafür bestimmte die allgemeine

Kriminalität wie Diebstahl persönlichen und sozialistischen Eigentums, Körperverletzungen, Sexualdelikte und Ähnliches den Arbeitsalltag der Kriminalisten in der DDR.

Der »Eiserne Vorhang« war in vielerlei Hinsicht tatsächlich einer, auch für die Ermittler. Für Kriminelle jedoch besaß er durchaus Schlupflöcher, wie zwei der drei hier geschilderten Fälle zeigen, die sich tatsächlich zugetragen haben. Wertvolles Diebesgut wurde – trotz Mauer – vom Osten in den Westen verschoben, ein Westberliner mordete im Prenzlauer Berg und wäre nie gefasst worden, wenn er nicht zwei Monate nach der Tat wieder »besuchsweise« in die DDR eingereist wäre. Und schließlich ein anderer Mordfall, bei dem der Mörder sieben Jahre nach der Tat in der DDR mittels der Fingerabdruckidentifizierung des Bundeskriminalamtes überführt werden konnte. In Fällen wie diesen waren die Behörden in Ost und West zur Zusammenarbeit genötigt, denn Unrecht muss und musste nach dem Tatortprinzip dort geahndet werden, wo es sich zugetragen hatte. Und in jenem dritten Fall zeigte sich, dass die Mühlen der Gerechtigkeit unabhängig von der staatlichen Ordnung mahlen. Ein Verbrechen bleibt ein Verbrechen, egal, welche Fahnen auf den Zinnen wehen.

Die grenzüberschreitende Zusammenarbeit war nicht unkompliziert und bedurfte im geteilten Berlin nicht nur kriminalistischen, sondern auch politischen Feingefühls. Die geschilderten Fälle haben sich alle während meines Berufslebens ereignet, ich habe sie entweder direkt bearbeitet oder die Ermittlungen indirekt begleitet. Seit Ende der 60er Jahre war ich für die Deutsche Volkspolizei tätig, zuletzt – bis einschließlich 1990 – als Leiter des Dezernats x (Schwere Verbrechen und Serientäter) im Berliner Polizeipräsidium. Nach der »Wende« übernahm ich in der »Direktion E« (Spezialaufgaben der Verbrechensbekämpfung) die Bearbeitung von Raubstrafaten. Ich schied als Kriminaloberrat aus dem

aktiven Polizeidienst aus. Die Leidenschaft für meinen Beruf hat mich bis heute nicht verlassen. Als Sachverständiger für Kriminalistik und als Privatdetektiv habe ich noch immer Kontakt mit Menschen, die »zur falschen Zeit am falschen Ort« waren.

Der Blick zurück auf meine Fälle, auf den Alltag von Ermittlern in der DDR, ist zugleich auch ein Blick auf die bewegte jüngere Geschichte unseres Landes. In einem wesentlichen Punkt unterschied sich unsere Arbeit ganz und gar nicht von jener der Kollegen im Westen: Es ging immer darum, möglichst schnell die Wahrheit ans Licht zu bringen.

Zum Schutz der persönlichen Daten und der Intimsphäre wurden in diesem Buch die Namen von Tätern, Opfern und Zeugen und mitunter auch die Handlungsorte verfremdet. Gespräche und Dialoge wurden sachlich nachempfunden.

Mein persönlicher Dank für die Unterstützung bei den Recherchen zu diesem Buch gilt Remo Kroll (LKA Berlin), Kriminalhauptkommissar Bernd Bories (LKA Berlin) und Kriminalhauptkommissar Norbert Taubitz (LKA Berlin). Nicht minder herzlich danke ich den Journalisten Ines Hein und Julian Vetten, die mir bei der Arbeit an diesem Band behilflich waren.

Kriminaloberrat a. D. Berndt Marmulla
Berlin, im September 2013

Coming out

Cem Ünal hatte es nicht leicht. Als drittes von fünf Kindern nahm er die undankbare Position zwischen zwei älteren Brüdern und zwei jüngeren Schwestern ein. Das waren unzertrennliche Geschwisterpaare, gegen die er selten ankam. Die Eltern, Vater Adem und Mutter Funda, stammten aus Anatolien und besaßen feste Vorstellungen von Tradition und Familienehre, die sie nicht nur weitergaben, sondern auch konsequent durchsetzten. Darin waren die Aufgaben, die ein Mann in der Familie zu erfüllen hatte, klar umrissen. Nicht nur in Anatolien, sondern auch in Berlin-Kreuzberg, wo sie seit 24 Jahren lebten. Cem war hier zur Welt gekommen. Seine beiden Brüder waren noch in Zelxider geboren worden, jenem kleinen Dorf, das eine knappe Tagesreise mit dem Auto von Ankara entfernt lag. Seit ungezählten Generationen war dieses Dorf die Heimat der Ünals. Wer dort geboren war, trug den Stolz seiner Ahnen im Herzen. Auch sonst glichen sich die großen Brüder bis aufs Haar. Haci und Kuntay waren unzertrennlich. Beide von stattlicher Statur, beide sehr sportlich, beide der ganze Stolz des Vaters. Für sie war es vollkommen normal, dass der Vater ihre künftigen Ehefrauen auswählte und sie ihre Verlobten erst am Tag der Hochzeit kennenlernten.

Cem unterschied sich nicht nur körperlich von den Brüdern. Er besaß die schwächliche Figur eines Tänzers, seine Hände waren lang und schmal. Er trug sein schwarzes Haar etwas länger als die Brüder und einen Schnauzer, den er Barthaar für Barthaar pflegte. Die ballonseidenen Jogginganzüge, mit denen seine Brüder tagein, tagaus ihren sportlichen Eifer zur Schau stellten,

waren ihm ein Graus. Er bevorzugte moderne Bundfaltenhosen und trug jeden Tag ein frisches weißes Hemd. Seine Schwestern amüsierten sich bereits über seine modischen Ticks, als er noch ein Junge war. Doch das legte sich irgendwann. Inzwischen waren die Frauen in der Familie Cems Verbündete gegen die anderen drei Männer. Und für sie war er der gute Freund, der Vertraute, mit dem man über alles reden konnte. Cem hatte Mitgefühl selbst bei Liebeskummer seiner Schwestern, Cousinen und Schulkameradinnen. Er verstand, weshalb sich seine jüngste Schwester Koza in den schönen Rifat verliebte. Er sah, wie der charmante Safet allen Mädchen mit einem flüchtigen Lächeln das Herz stahl. Cem wusste, wie sich die Mädchen fühlten. Denn auch sein Herz schlug für Männer.

Kreuzberg war kein Pflaster für einen jungen Mann wie Cem, damals, in den 80er Jahren. Die Familienbande der türkischen Einwanderer waren eng geknüpft. Man kannte sich untereinander und pflegte die Kultur der alten Heimat. Zusammenzuhalten, die Muttersprache zu sprechen und die kulturellen Gepflogenheiten lebendig zu halten – das half den Menschen über Heimweh und Verlust der vertrauten Alltagskultur hinweg. Gerade die Väter legten großen Wert darauf, ihre Söhne in der Tradition ihrer Herkunft zu erziehen, und dieser Stolz setzte sich in den Familien in der zweiten und später in der dritten Generation fort. Cem passte sich, soweit es ging, an. Er besuchte mit seinem Vater und den Brüdern täglich das Männercafé »Bosporus« in der Schlesischen Straße. Dort saßen sie am frühen Abend nach getaner Arbeit, tranken Tee, sahen Fußball oder türkische Sendungen im Fernsehen, die es seit kurzem gab. Sie waren unter sich.

Zwei Mal im Monat gab Cem vor, einen Abendkurs als Frisör zu besuchen. Dann fuhr er in den Osten der Stadt, um frei zu sein. Dort konnte er so sein, wie er wirklich war. Er besuchte die Schoppenstube, eine in der Szene bekannte Schwulenbar in der Schönhauser Allee.

In Westberlin stand ein aktives Ausleben der Homosexualität unter Strafe. Es galt der § 175 des westdeutschen Strafgesetzbuches, den es in der DDR seit 1968 nicht mehr gab. Die geschmähte Diktatur war diesbezüglich freier als der vermeintlich freie Westen. Zwar existierte in Schöneberg eine Schwulenszene, aber die war so schrill, bunt und nahe an Kreuzberg gelegen, dass Cem es nicht wagte, sich dort blicken zu lassen. Die Gefahr, gesehen zu werden, war einfach zu groß.

Darum wurde die Schwulenszene in Ostberlin für Männer wie Cem heimliche Zuflucht, hinter der Mauer waren sie sicher. Unter Kennern sprach man vom Bermuda-Dreieck, wo sich die Gleichgesinnten trafen. Das Bermuda-Dreieck lag im Prenzlauer Berg und meinte Schwulenkneipen wie das Café Senefelder, den Burgfrieden, die Schoppenstube oder die Alt-Berliner Bierstuben.

Man traf sich diskret, unterhielt sich gepflegt und verbrachte den Abend oder die Nacht – bis 24 Uhr – miteinander. Von lautem Party-Getöse, grellen Outfits und offen zur Schau gestellter Sexualität keine Spur. Denn die meisten Männer, die dorthin kamen, lebten bei Tageslicht ein anderes, ein unauffälliges, ein bürgerliches Leben.

Am 5. April 1984 erklärte der Älteste beim Mittagessen, zu dem traditionell alle Männer der Familie an den gedeckten Tisch der Mutter heimkehrten, dass Familienzuwachs ins Haus stünde. Hacıs Frau war in der 14. Woche schwanger und die Familie außer sich vor Freude. Cems Vater küsste und umarmte seinen Sohn und beschwor das gute Schicksal der Ünals und ihrer Nachfahren.

»Ich hoffe, der Himmel schenkt uns einen Enkelsohn, Hacı! Und noch bevor mein Enkel das Licht der Welt erblickt, wirst auch du heiraten, Cem. Als jüngster Onkel musst auch du nun eine Frau bekommen. Deine Mutter und ich haben eine gute Wahl für dich getroffen.«

Cem ließ fast den Löffel in die rote Linsensuppe fallen und schaute seinen Vater konsterniert an. Während alle am Tisch ausgelassen jubelten, war er zur Salzsäule erstarrt.

»Tülay, die Tochter von Usman Alkan«, erklärte der Vater, »du bist ihr schon einmal begegnet. Die Alkans stammen auch aus Zelxider und sind eine angesehene Familie. Ich habe mit ihrem Vater bereits verhandelt. Es wird höchste Zeit, dass du eine Frau bekommst.«

Schweigend ließ Cem die Umarmungen der Schwestern, das harte Schulterklopfen der Brüder und die tränenreiche Umarmung seiner Eltern über sich ergehen. Doch in seinem Innern fraß sich eine Feuerwalze bis zu seinem Herzen. Wie sollte er mit einer Frau leben? Wie seine ehelichen Pflichten erfüllen? Und wie sollte er, wenn er erst einmal verheiratet war, unbemerkt sein Doppelleben weiterführen?



Die Szenekneipe »Schoppe« im Prenzlauer Berg

Am Abend haute er einfach ab. Er passierte wie gewöhnlich den Grenzübergang in der Heinrich-Heine-Straße und flüchtete in die Schönhauser Allee, um sich in der »Schoppe« besinnungslos zu betrinken. Auch damit

verstieß er gegen Tradition und Glauben. Doch er wusste weder ein noch aus. Seine Seele, so wähnte er, war ohnehin verloren. Er orderte gerade das zweite Herrengedeck am Bartresen, ein kleines Fläschchen Sekt und ein Bier, als er eine Stimme neben sich fragen hörte: »Hier noch frei?«

Cem nickte wortlos, ohne sich zur Seite zu drehen. Der Fremde nahm neben ihm Platz und bestellte ebenfalls ein Gedeck. Cem kippte den Sekt mit einer raschen Kopfbewegung hinunter und spürte noch das Prickeln im Hals, als er endlich den Kopf zur Seite drehte, um einen kurzen Blick auf seinen Nachbarn zu werfen. Der schlanke, große Mittdreißiger neben ihm lächelte charmant, hob sein Sektglas prostend und sagte: »Wohlsein! Ich bin der Mirko.« Dann kippte er das Prickelwasser hinunter und schloss dabei genüsslich die Augen.

Cem beobachtete ihn dabei. Unter dunkelblonden Locken strahlten blaue Augen in einem freundlichen hellen Gesicht, das ihm gefiel.

»Angenehm. Cem«, erwiderte er und reichte ihm die Hand.

Seine Stimme, das konnte er selbst hören, klang unsicher.

»Keinen guten Tag gehabt, was?« Mirko hatte es sofort registriert. Er hob die Bierflasche, der Türke und der Deutsche stießen lächelnd an.

»Es gab schon bessere, sagen wir mal so«, antwortete Cem.

Mirko stützte den Kopf auf der rechten Hand ab und rutschte mit dem Ellenbogen bis zur Tresenkante. Er hatte sich Cem zugedreht und die Beine übereinandergeschlagen.

»Du bist von drüben, oder?«

Cem nickte. »Kreuzberg.«

»Cem – was ist das für ein Name?«

»Ein türkischer«, erwiderte Cem und nahm einen Schluck aus seiner Flasche. »Meine Eltern stammen aus Anatolien.«

»Du nicht?«

»Nee. Ich bin hier geboren und noch nie aus Berlin rausgekommen.«

»Versteh ich nicht«, meinte Mirko. »Wenn ich drüben wohnen würde, wäre ich ständig auf Achse.« Seine Augen glänzten. »Mensch, du kannst doch frei reisen, wohin du willst! Warum machste das nicht?«

Cem schaute in sich hinein. Sollte er sagen, dass »Freiheit« für ihn etwas anderes bedeutete, nämlich sich als Schwuler nicht verstecken zu müssen? Und frei von traditionellen Zwängen leben zu können. Oder dass die »Freiheit«, die Mirko meinte, auch ihre Grenzen hatte: Als kleiner Frisör verdiente er nicht so wahnsinnig viel. Er besaß nicht mal ein Auto, mit dem er nach Westdeutschland hätte fahren können.

»Einfach machen, worauf man Lust hat. So leben, wie man möchte. Das wäre wirklich ein Traum!«, sagte Cem ausweichend.

Als sie sich kurz vor Mitternacht trennten, umarmten sie sich. Mehr nicht. In dieser zurückhaltenden Intimität lag für Cem ein nie gekannter Reiz. Mirko war kein Mann für eine Nacht, das hatte er sofort gemerkt. Und er hatte es vermocht, dass Cem mit etwas leichterem Herzen nach Kreuzberg zurückkehrte.

»Für jedes Problem gibt es eine Lösung«, erklärte Mirko beim Abschied, »man muss sein Leben nur in die Hand nehmen.« Seine Worte klangen lange in Cem nach.

Vor drei Wochen war Mirko in Cems Leben getreten. Der junge Türke hatte sich noch nie so lebendig gefühlt – und das, obwohl sein bürgerliches Leben mehr und mehr zur Tortur wurde. Ihm war seine künftige Ehefrau vorgestellt worden. Cem lief immer noch ein kalter Schauer über den Rücken, wenn er sich an dieses Treffen mit Tülay erinnerte: Unter den erwartungsvollen Blicken der Mitglieder beider Familien saßen sie bei Tee und Baklava und wussten nicht so recht, was sie miteinander anfangen sollten. Tülay war